



Newsletter vom 24. 11. 2019

Inhalt

Welche Bildung ist hoch wirksam?	2
21.11.2019, Hanspeter Amstutz	2
«Schulkinder suchen keinen Coach, sie wollen einen Häuptling. Bildung braucht Beziehung.».....	3
Medienmitteilung des Vereins «Starke Volksschule Zürich» vom 20.11.2019.....	3
«Der breite Königsweg ist die Sekundarschule»	4
Zürberg 13.11.2019, Interview: Thomas Hoffmann und Lorenz Steinmann.....	4
Schulvorsteher soll wieder Kleinklassen einführen.....	6
Zürberg 21.11.2019, Leserbrief von Hans-Peter Köhli	6
Abschaffung der Kleinklassen mit Folgen für den Berufsfindungsprozess	7
Condorcet Bildungsblog 16. November 2019, Riccardo Bonfranchi	7
Pflasterlipolitik oder wertvolle Hilfe im Schulzimmer?.....	9
Zürchsee-Zeitung 16.11.2019, Schwerpunkt, Francesca Prader	9
«Historisch betrachtet folgte auf einen Lehrermangel immer ein Überfluss»	11
Zürchsee-Zeitung 16.11.2019, Schwerpunkt, Nachgefragt, Interview mit Marion Völger	11
Die Nebeneffekte des Lesens lehren	12
NZZ 20.11.2019, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Massimo Salgaro	12
Verblöden unsere Schulen?.....	13
NZZ 14.11.2019, Sachbücher, von Martin Beglinger	13
Für Sie gelesen: „Deutschland verdummt“	15
Condorcet Bildungsblog, 18. November 2019, Gastbeitrag von Felix Hoffmann	15
Plurilinguales Sprachenlernen, ein Grossprojekt des Europarates.....	17
Condorcet Bildungsblog 13.11.2019, Felix Schmutz	17
Kritik am neuen Lern-Tool des Kantonsrats wegen zu komplizierter Texte.....	19
Zürchsee-Zeitung 9.11.2019, Zürich.....	19
„Bewegte Leichtigkeit und Leidenschaft im Klassenzimmer“	20
Buchtipps zum Buch von Isabelle Mäder	20
Veranstaltungshinweise	21
Eltern - Seminare zum Lehrplan 21	21
Reflexionsforum Neuzeitlich Bildung mit Herz und Hirn, Grüningen, Beatrix Inauen	21



Welche Bildung ist hoch wirksam?

21.11.2019, Hanspeter Amstutz

Auf die Titelfrage haben schon verschiedene Autoren in unserem Newsletter Antworten geschrieben. Ein gern gesehener Gast ist dabei **Carl Bossard**, der die pädagogische Kardinalfrage von allen Seiten her beleuchtet. Einmal ist es ein Essay über die Beschränkung des Schulstoffs auf das Wesentliche, ein andermal weist er auf entwicklungspsychologische Aspekte des Lernens hin und immer wieder ist es die Lehrerrolle, die ihn zutiefst beschäftigt. In der heutigen Ausgabe unseres Newsletters finden Sie sozusagen das Kernprogramm seines Denkens: Es ist die Zusammenfassung seines jüngsten Vortrags über die **Bedeutung des Lehrerseins in Vergangenheit und Gegenwart**. Unser Redaktorin Marianne Wüthrich ruft präzise in Erinnerung, was der Autor den begeisterten Zuhörern mitgegeben hat. Es sind alles Einsichten, die weit über jede schulische Betriebsamkeit hinausgehen und die Wirkung echter Bildung festhalten.

Zu Fragen der **Schulqualität der Stadtzürcher Sekundarschulen** stellt sich Stadtrat **Filippo Leutenegger** in einem Interview, das in allen städtischen Quartierzeitungen erschienen ist. Es ist bemerkenswert, dass ein Stadtrat für einmal gewisse Vorbehalte gegenüber der uneingeschränkten Integration aller Schüler in die Regelklassen einräumt. Nicht zuletzt ist es die Sorge, dass die Qualität einer Schule abnimmt, wenn die **Heterogenität in den Klassen ein vernünftiges Mass übersteigt**. Die Sekundarschule muss als Bildungsweg für leistungsstarke Schüler gegenüber dem Langzeitgymnasium attraktiv bleiben und darf ihr Niveau nicht weiter gegen unten anpassen. Es wäre spannend gewesen zu erfahren, wie sich Leutenegger zur Abschaffung der Klein- und vieler Werkjahrklassen stellt. Darauf finden sie bei uns eine klare Antwort des Heilpädagogen Riccardo Bonfranchi.

Das Dauerthema Lehrermangel beschäftigt uns auch diesmal. Die Politik versucht wie immer erst einmal zu beruhigen, wenn es brennt. Marion Völger vom Volksschulamt weist darauf hin, dass auf jeden Lehrermangel bald wieder ein Lehrerüberfluss folge. Doch wer die Zahlen mit den stark steigenden Schülerzahlen sieht, wird diesmal kaum auf eine baldige Beruhigung der Situation hoffen können. Kommt dazu, dass das **personalintensive Modell der vollen schulischen Integration** weit mehr Heilpädagogen benötigt, als bei dessen Einführung geplant war. Klassenlehrpersonen sind heute oft am Anschlag, weil sie für einzelne verhaltensauffällige Schüler einen grossen Teil ihrer pädagogischen Energie aufwenden müssen.

Sind **Klassenassistenten** die Lösung, um den Lehrermangel zu beheben und schwierige Klassen stabilisieren zu können? Dieser Frage geht Francesca Prader in einem aufschlussreichen Beitrag nach. Ihre Interviewpartner sind sehr skeptisch und sprechen von einer **Pflasterlipolitik**. Die Probleme des Lehrermangels liegen tiefer. Heterogene Klassen zu führen ist eine grosse Herausforderung. Zweifellos wissen die Pädagogischen Hochschulen um ihren Auftrag, die Studierenden besser im Bereich der Klassenführung auf die Schulrealität vorzubereiten. Doch dies scheint schwieriger zu sein als neue theoretische Lernkonzepte zu vermitteln. So sind die Behörden mit zunehmendem Lehrermangel gezwungen, auch weniger geeignete Lehrpersonen einzustellen. Solange der Stellenmarkt derart ausgetrocknet ist und fast jede Konkurrenz fehlt, droht eine **ernsthafte Qualitätseinbusse** in der Volksschule.

Bei den weiteren Beiträgen der vergangenen Woche gehen **die provokativen Titel** weit über das hinaus, was sonst in Zeitungen wie der NZZ zu lesen ist. Von Verdummen und Verblöden der Schule ist die Rede. Dabei handelt es sich um **Buchbesprechungen**, bei denen die Autoren der Streitschriften pointiert argumentieren und aufrütteln wollen. Vielleicht kann man diesen etwas ungehobelten Stil der Verfasser als Versuch sehen, gegen praxisferne Experimentierlust in der Pädagogik anzukämpfen. Wer hingegen lieber am erfüllenden Auftrag einer engagierten Lehrerin teilnehmen möchte, wird bei der Rezension des Tagebuchs von Isabelle Mäder einen Zugang finden.



Die Aufzählung unserer Texte ist nicht abschliessend. Im Inhaltsverzeichnis finden Sie vielleicht noch weitere Beiträge, die Sie ansprechen. Werfen Sie einfach einen Blick darauf und suchen Sie aus, was Ihnen gefällt. Für Spannung und Musse ist sicher gesorgt.

«Schulkinder suchen keinen Coach, sie wollen einen Häuptling. Bildung braucht Beziehung.»

Medienmitteilung des Vereins «Starke Volksschule Zürich» vom 20.11.2019

Unter diesem Titel lud der Verein «Starke Volksschule Zürich» am 19. November zu einem Vortragsabend mit Diskussion im Pfarreizentrum Liebfrauen ein, und der Zustrom von Eltern, Lehrern, Politikern, Schulpflegern und anderen Interessierten war gross.



Der Referent Carl Bossard mit abgeschnittener Krawatte. Sie symbolisiert den einschneidenden Wertebruch der 68er Jahre.

Gebannt lauschten die rund fünfzig Teilnehmer dem anrührenden Plädoyer des bekannten Pädagogen Carl Bossard für einen vom Lehrer geführten Unterricht, für die Beziehung zwischen Lehrerin und Schülern, die im Zentrum des Lerngeschehens stehen muss, damit die Kinder das mitnehmen dürfen aus ihrer Schulzeit, was sie für ihr Leben benötigen. Als «Lehrer mit Leib und Leidenschaft» bezeichnet sich Dr. phil. Carl Bossard, früherer Rektor der Kantonalen Mittelschule Nidwalden, Direktor der Kantonsschule Luzern und Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug.

Carl Bossard erinnerte zunächst an die Irrwege der Pädagogik in neuerer Zeit. Mit den 68ern sei zwar die «alte Autorität» weggebrochen, zugleich aber auch die unerlässliche Autorität des Pädagogen als Persönlichkeit, die Traditionen, die Werte. In den letzten zwei, drei Jahrzehnten wurde uns dann die Ökonomisierung der Schule durch die OECD aufgedrängt und durch schulferne Strategien in unserer Bildungsverwaltung aufgenommen und umgesetzt. Heute steuern die Bildungsbehörden die Schulleitungen, diese ihre Lehrerschaft.

Dass die aktuelle Ausbildung der Lehrer an den PHs zu Lernbegleitern von Kindern, die ihr Lernen in Einzelkojen selbst organisieren müssen, dem pädagogischen Auftrag in keiner Weise gerecht wird, malte Carl Bossard mit Worten und Farbstiften anschaulich aus. Kinder und Jugendliche brauchen ein menschliches Gegenüber, eine Lehrerpersönlichkeit, die ihnen Verständnis entgegenbringt und gleichzeitig ihre Klasse konsequent führt, eine «Autorität» eben. Auf dieser Grundlage zeigt die Lehrerin ihren Schülern die Welt, führt sie hin zum Lernen. Die empirische Forschung von John Hattie und anderen hat ergeben: Zentral für den Lernerfolg der Schülerinnen sind die Lehrer und ihr Unterricht, und, so Carl Bossard, «ihre spürbare Beziehung zu den Kindern.» Kinder und Jugendliche brauchen klare Ziele, einen strukturierten Unterrichtsaufbau, ausreichende Übungsphasen sowie eine regelmässige und konstruktive Rückmeldung. Sie wollen gesehen werden und spüren, dass sie und ihr Lernerfolg der Lehrerin wichtig sind, dass diese ihnen noch viel mehr zutraut.

Ohne die Beherrschung dieser Grundlagen bleiben die Lehr- und Methodenfreiheit der Lehrerinnen und Lehrer auf der Strecke. Auf der Strecke bleibt aber auch das Kind: «Jedes Kind hat nur eine



Lernbiografie!» Diese Mahnung des Referenten ist gleichsam eine Hausaufgabe für jeden von uns, an die Bildungsverantwortlichen im Kanton und in der Gemeinde heranzutreten. Zum Beispiel mit der Forderung nach Kleinklassen, damit alle Kinder adäquat gefördert werden können.

Spannend und anregend war auch die anschliessende Diskussion. An jedem Beitrag konnte man spüren, dass die eindringlichen Worte des passionierten Pädagogen Carl Bossard die Zuhörer erreicht hatten.

Marianne Wüthrich

«Der breite Königsweg ist die Sekundarschule»

Züriberg 13.11.2019, Interview: Thomas Hoffmann und Lorenz Steinmann

Stadtrat Filippo Leutenegger will auf einer Informationstour die Vorteile der Sekundarschule aufzeigen und Misserfolge am Gymnasium vermeiden. «Wir müssen mit unserem Schulsystem Erfolgserlebnisse vermitteln.»

Filippo Leutenegger, welcher Beruf hätte Sie interessiert, wenn Sie als Jugendlicher eine Lehre gemacht hätten?

Wahrscheinlich etwas Handwerkliches oder Pilot.

Stattdessen sind Sie ins Gymnasium gegangen und haben studiert. Weil man besser verdient?

Nein, das war kein Motiv. Es war Familientradition. Da ich in Rom als Auslandschweizer aufgewachsen bin, stellte sich die Frage, ob ich zur Ausbildung in die Schweiz sollte, und mein Vater schickte mich dann ins Internat der Klosterschule Disentis, die er selber schon besucht hatte.

Gibt es Gründe, weshalb Eltern, die selbst studiert haben, ihre Kinder in eine Lehre schicken sollen?

Klar, die Eignung und die Neigung der Kinder. Zwei meiner Söhne und meine älteste Tochter absolvierten eine Lehre, die beiden jüngeren Kinder haben den gymnasialen Weg eingeschlagen.

Und, sind Ihre Kinder zufrieden mit der Lehre?

Sehr, sie haben alle einen tollen Job.

Was spricht denn für eine Lehre?

Man lernt arbeiten, das können viele Gymnasiasten und Uni-Absolventen noch nicht. Und wer sich nach einer Lehre weiterbildet, hat die beste Absicherung gegen Arbeitslosigkeit, sogar besser als bei einem Unistudium– und last, but not least intakte Karrierechancen.

Aber nicht für alle ist eine Lehre geeignet.

Logischerweise muss es in einem ausgeglichenen Verhältnis sein. Ich halte einen Anteil von 20 Prozent Gymnasiasten für ein gutes Verhältnis. Man erweist den Kindern aber keinen Gefallen, wenn man sie mit allen Mitteln in ein Gymi bringt und sie quasi durch die Matura «schleikt». Es gibt unterschiedliche Talente, und wir haben im Schulsystem die Aufgabe, jene Talente zu fördern, die vorhanden sind. Daher ist ein Gymnasium nur für einen Teil der Kinder der Königsweg. Der breite Königsweg ist die Sekundarschule mit einer anschliessenden Lehre.

Die Lehre ist eigentlich ein Knüller, dank ihr ist die Jugendarbeitslosigkeit sehr tief.

Genau, das hat einen direkten Zusammenhang.

Ganz anders in Ländern, die keine Lehre kennen ...

Wir müssen uns nur in der Schweiz umschaun: In der Ostschweiz haben wir eine sehr tiefe Arbeitslosigkeit bei den Jungen, weil Sek mit anschliessender Lehre der Normalfall ist. In Genf haben wir die höchste Gymnasialquote; ein Grossteil fällt wieder raus und landet unter Umständen zwischen Stühlen und Bänken. Ebenso im Tessin. Interessanterweise haben wir dort die höchste



Jugendarbeitslosigkeit: in Genf und im Tessin. Das ist kein Zufall, diese Kantone verfügen über ein wenig entwickeltes Lehrstellenwesen.

Trotzdem wollen viele ins Gymi.

Etwas vom Entscheidendsten: Wir wollen den jungen Leuten und den Eltern unnötige Misserfolgsserien ersparen. Wenn Eltern ihre Kinder durchs Gymnasium peitschen, ist das oft ein Weg mit Misserfolgen. Im Leben eines jungen Menschen ist es wichtig, ob man mit einem Erfolg oder mit einem Misserfolg startet. Daher muss man die Eignung und die Neigung wirklich seriös anschauen.

Lernschwache, Migranten und Hochbegabte gehen heute in dieselbe Klasse.

Meiner Erfahrung nach nützt Durchmischung leider nicht immer denjenigen, die am meisten Nachholbedarf haben. Wenn man oft das Schlusslicht ist, hat man Misserfolgserlebnisse. Wir müssen mit unserem Schulsystem Erfolgserlebnisse vermitteln können. Grundsätzlich ist es richtig, die Integration anzustreben, aber leider gelingt es nicht immer.

Werden nicht die guten Schüler nach unten gezogen? Das könnte von der Sek abschrecken.

Aufgrund unserer Erfahrungen und Auswertungen im Schulamt ist das nicht so. Spätestens in der Sekundarstufe sind die Leistungselemente vorhanden. Wir müssen dafür sorgen, dass die Sek nicht geschwächt, sondern gestärkt wird. Das heisst, wir brauchen gute Schülerinnen und Schüler, sonst wird die Sek zum Abstellgleis. Im Schulkreis Züriberg, in dem ich lebe, sind die Kinder kaum viel gescheiter als an anderen Orten, aber sie werden oft gepusht. Das führt dazu, dass die halbe Klasse ins Gymi geht, und diejenigen, die in die Sek gehen, fühlen sich als «Loser». Das ist verheerend. Sie sind aber keine «Loser», das sind gute Schüler und Schülerinnen, die müssen wir in der Sek behalten. Und wir müssen den Eltern zeigen, welche grossen Chancen die Sek mit anschliessender Lehre bietet.

Mit einem Verweis auf Genf ...

... und gar nicht zu reden von anderen Ländern, dort lassen sich zum Teil keine gut qualifizierten Leute finden, auch im handwerklichen Bereich – aber dafür umso mehr arbeitslose Akademiker. Wir haben eine super funktionierende Wirtschaft, weil wir super Berufsleute haben. Die Lehrstellen sind hervorragend, auch wir in der Stadt Zürich bemühen uns sehr darum, wir bilden rund 1250 Lernende aus. Ich wünsche mir, dass noch mehr Lehrstellen in Zukunftsbranchen wie IT geschaffen werden. Da benötigen wir dringend qualifiziertes Personal, nicht nur Hochschulabsolventen.

Könnte man die Sek stärken, indem man das Langzeitgymnasium abschafft, sodass man erst nach der zweiten oder der dritten Sek ins Gymi wechseln kann?

(Vehement.) Nein, nein, das müssen wir nicht abschaffen. Aber der Anteil Kinder, die ins Langzeitgymi gehen, ist nach meiner Ansicht zu hoch. Heute wechseln in der Stadt Zürich rund 20% von der sechsten Klasse ins Langzeitgymi, während von der zweiten Sek nur knapp 6% ins Kurzzeitgymi übertreten. Das ist aus meiner Sicht kein gesunder Anteil, man sollte das Verhältnis Langzeit- zu Kurzzeitgymi auf etwa halbe-halbe bringen. Dann haben Kinder vermehrt eine Chance, vorher eine Schnupperlehre zu machen und zu erfahren, wie die Arbeitswelt aussieht. Nach der zweiten Sek können Jugendliche besser entscheiden, ob sie eine Lehre machen oder den gymnasialen Weg einschlagen wollen.

Wie könnte man das steuern? Der Trend geht völlig in die andere Richtung.

Ich weiss. Darum machen wir eine Informationskampagne. Und wir versuchen in der Stadt Zürich, die Schnupperlehren attraktiver und einfacher zugänglich zu machen. Eigentlich sollte es schon ab der sechsten Klasse möglich sein, erste Einblicke in die Berufswelt zu erhalten.

Gibt es schon konkrete Pläne?

Nein. Aber nach eineinhalb Jahren als Schulvorsteher denke ich, dass man sich Formate für die sechste Klasse überlegen müsste, damit auch die Kinder, für die die Eltern das Langzeitgymi «vorprogrammiert» haben, mit der Arbeitswelt in Berührung kommen.



Da müsste die Wirtschaft Hand bieten.

In handwerklichen Berufen findet man relativ gut Schnupperlehren. Unter 13 Jahren ist eine klassische Schnupperlehre arbeitsrechtlich untersagt, aber vielleicht findet man neue Formen im Sinne von Betriebsbesichtigungen oder im Rahmen von Infoveranstaltungen oder Berufserkundigungen.

Wie wollen Sie den Zugang zu Schnupperlehren verbessern?

Wir sind daran, entsprechende Plattformen zu unterstützen, um die Schnupperlehren näher an die Schule, an die Schülerinnen und Schüler und an die Eltern zu bringen, denn die Schnupperlehre ist der Einstieg in die Arbeitswelt. Und wir müssen den Eltern aufzeigen, welche Karrieren möglich sind. Zudem sind ein guter Spengler, eine gute Elektrikerin oder ein top ausgebildeter Pflegefachmann in jedem Land gefragt.

Sie gehen nun auf Werbetour, um die Sek als gute Alternative zum Langzeitgymnasium anzupreisen. Nicht als Alternative. Wir wollen zeigen, dass die Sek für die allermeisten Schülerinnen und Schüler ebenfalls ein Königsweg ist. Und wenn man nachher eine Berufsmatura machen möchte, stehen alle Wege offen.

Die Lehre gilt nach Bologna-Massstab nichts, und höhere Fachschulen geben keine Credits. Müsste die Schweiz nicht da ansetzen, um den Wert der Lehre und der Weiterbildung zu steigern?

Ja, da bin ich völlig einverstanden, da hat der Bund nicht gut verhandelt. Im Bereich der internationalen Anerkennung haben wir sicher noch Verbesserungspotenzial.

Infoabende über Sekundarschule

Unter dem Titel «Chance Sek» lädt das Schul- und Sportdepartement zu drei Informationsabenden ein. Der Anlass mit Stadtrat Filippo Leutenegger (FDP), Chef des Schul- und Sportdepartements, richtet sich an Eltern mit Kindern in der Mittelstufe und weitere Interessierte.

Zuerst zeigen Input-Referate Fakten, Zahlen und Vorurteile auf. Es folgt eine halbstündige Podiumsdiskussion mit Eltern, Jugendlichen, Schulleitung und Laufbahnberatern, dann ist die Runde offen für Fragen aus dem Publikum. Während eines Apéros kann man sich danach an Ständen über Begabungsförderung in der Sek, Laufbahnberatung, Elternmitwirkung und mehr informieren. Die Anlässe sind gratis.

Zuerst zeigen Input-Referate Fakten, Zahlen und Vorurteile auf. Es folgt eine halbstündige Podiumsdiskussion mit Eltern, Jugendlichen, Schulleitung und Laufbahnberatern, dann ist die Runde offen für Fragen aus dem Publikum. Während eines Apéros kann man sich danach an Ständen über Begabungsförderung in der Sek, Laufbahnberatung, Elternmitwirkung und mehr informieren. Die Anlässe sind gratis.

- (• Mittwoch, 20. November, 17.30 bis 20 Uhr, Schule Leutschenbach, Saatlenfussweg 3.)*
- Donnerstag, 28. November, 17.30 bis 20 Uhr, Schule Albisriederplatz, Norastrasse 20.*
- Donnerstag, 9. Januar 2020, 17.30 bis 20 Uhr, Schule Hirschengraben, Hirschengraben 46.*

Schulvorsteher soll wieder Kleinklassen einführen

Züriberg 21.11.2019, Leserbrief von Hans-Peter Köhli

«Der breite Königsweg ist die Sekundarschule», Ausgabe vom 14. November.

Interessant, das Interview mit Schulvorsteher Leutenegger zur Sekundarschule. Er hat völlig Recht, wenn er darlegt, dass eine Berufslehre mindestens ebenso viel Erfolg verspricht wie das Gymnasium. Gefreut hat mich vor allem jener Passus, in dem er einräumt, dass die Klassendurchmischung in der Oberstufe leider nicht immer das bringt, was man in der Euphorie bei



Einführung des integrativen Unterrichts erwartete. Die integrierten Schwächsten profitieren oft überhaupt nicht, weil sie als ständige Schlusslichter eben gerade keine Motivation erleben.

Andrerseits ist jene Behauptung zu bezweifeln, dass die guten Schüler nicht nach unten gezogen werden. Schwierige und mühsame Kinder zu integrieren, geht nicht spurlos an einer Klasse vorbei, was manche Eltern eben auch fürchten und ihre Sprösslinge deshalb lieber im Gymnasium abgeben. Einige Gemeinden sollen sogar begonnen haben, die besseren Kinder vermehrt separat zu fördern. Damit wird dieses untaugliche Integrationssystem ad absurdum geführt: Die Schwachen werden integriert und die guten Zugrösser separiert – das kann es doch nicht sein! Es wäre schön, wenn sich Herr Leutenegger dafür einsetzen könnte, dass endlich offiziell wieder Kleinklassen eingeführt werden. Die Spatzen pfeifen es ja von den Dächern, dass die Integration aller Kinder in Normalklassen ein totaler Flop ist. Nur auf der Bildungsdirektion, die den Draht nach aussen völlig verloren zu haben scheint, behauptet man bzw. frau immer noch stur, das System sei ein Erfolg.

Abschaffung der Kleinklassen mit Folgen für den Berufsfindungsprozess

Condorcet Bildungsblog 16. November 2019, Riccardo Bonfranchi

Der Heilpädagogik-Dozent Riccardo Bonfranchi macht sich seit langem für die Kleinklassen stark. Ihre Abschaffung und die des Werkjahres, so die zentrale These in diesem Beitrag, führe bei lernbehinderten Schülerinnen und Schülern zur Deprofessionalisierung der vormals guten und notwendigen Betreuung.

Die Berufsfindung nimmt im Leben lernbehinderter Jugendlicher eine eminent wichtige Rolle ein. Der Weg dorthin unterscheidet sich fundamental von dem für geistig behinderte Jugendliche, die aufgrund ihrer kognitiven Beeinträchtigung keine Chance auf eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt haben und für die es deshalb andere Lösungen gibt. Das gilt nicht für lernbehinderte Jugendliche, die nach ihrer Schulzeit auf einem Niveau zwischen der 4. und 6. Klasse abschliessen und mit entsprechender Begleitung im ersten Arbeitsmarkt Fuss fassen sollen. In der Regel besteht der Anschluss nicht in einer Lehre (Eidgenössisches Fähigkeitszeugnis, EFZ), sondern bewegt sich im Bereich des Eidgenössischen Berufsattests (EBA), ehemals Anlehre genannt. Diese Problematik hat man bereits in den 1970er Jahren erfasst und gehandelt, indem man das sogenannte Werkjahr konzipiert hatte, eine äusserst effiziente und erfolgreiche Einrichtung. Es fiel zwischen 2005 – 2015 dem Integrations-Hype zum Opfer und wurde aufgelöst. Ersatzlos. Dabei gab es meines Wissens keine Qualitätskontrolle bei der Entscheidung.

Man tat es einfach, ohne sich über die Konsequenzen Gedanken zu machen. Das gilt es nachzuholen, indem ich einen Blick werfe auf die spezifische Aufgabenstellung des Werkjahres – die es übrigens in allen Deutschschweizer Kantonen gab – und auf den Versuch, diese grosse Lücke heute durch ein deprofessionalisiertes Mentoring zu füllen.

Das Werkjahr

Man tat es einfach, ohne sich über die Konsequenzen Gedanken zu machen. Um lernbehinderte Schülerinnen und Schüler kompetent in den ersten Arbeitsmarkt zu führen, gab es das Werkjahr in sämtlichen Kantonen. In einigen war es als obligatorisches 9. Schuljahr, also als Abschlussjahr der Kleinklassen, konzipiert, in anderen Kantonen als freiwilliges 10. Schuljahr. Die Inhalte waren aber überall mehr oder weniger gleich.

Im ersten Quartal hatte der Berufswahlunterricht (Fach: Arbeitslehre) neben dem Allgemeinbildenden Unterricht (Rechnen, Deutsch, Staatskunde, Geographie/Geschichte) und den manuellen Fächern (Hauswirtschaft, Textil, Holz, Metall, ev. auch noch Stein und Farbe) einen zentralen



Stellenwert. Zusätzlich zu allgemeinen Informationen zur Arbeitswelt wurden Informationstage in einzelnen Branchen vorbereitet und durchgeführt. Jede Schülerin und jeder Schüler hatte während des ersten Quartals etwa acht Informationstage in unterschiedlichen Branchen zu absolvieren. Ergänzt wurden sie in der Schule mit dem Material der Berufsberatung und Handwerklich-motorischen Eignungstests (HAMET). Einzelgespräche mit den Lernenden und ihren Eltern dienten dazu festzustellen, in welchen Bereichen ihr Kind Schnupperlehren absolvieren sollte. Während dieser zweiwöchigen Schnupperlehren wurden die SchülerInnen von ihrer Lehrkraft aktiv betreut und erhielten Unterstützung, indem diese im Betrieb vorbeischaute. Nebenbei erwähnt: Lehrbetriebe sind mit der Zeit dazu übergegangen, nur noch einwöchige Schnupperlehren anzubieten, zum Nachteil lernbehinderter Kandidaten, da diese oft länger brauchen, sich in einer fremden Umgebung zurechtzufinden und zu akklimatisieren. Die Praxis hat gezeigt, dass Lernbehinderte bis zu fünf Schnupperlehren absolvieren müssen, damit sie ihr volles Potential abrufen können. Auch dafür brauchen sie eben länger als ein durchschnittlich begabter Schüler aus der Regelschule. Das Werkjahr bot hierfür die nötige Zeit.

Aufgrund der Veränderung der Arbeitswelt in den letzten 30 Jahren erscheint die Existenz eines solchen Werkjahres notwendiger denn je. Leider hat man sich für das Gegenteil entschieden, nämlich die Abschaffung dieses differenzierten, hoch-spezialisierten und professionell die Probleme angehenden Schultypus. Wer darunter zu leiden hat, muss hier nicht weiter erwähnt werden. Ich habe bereits in anderen Publikationen die Auswirkungen moderner Technologien auf lernschwächere Jugendliche ausführlich erläutert und beschränke mich hier auf eine Zusammenfassung in Form von 10 Thesen:

1. Die Auswirkungen moderner Technologien auf lernschwächere Schüler und Schülerinnen im Arbeitsbereich sind evident.
2. Die Bewältigung der Umwelt verändert sich nicht nur durch die Einführungen elektronischer Geräte, elektronisch gesteuerter Maschinen, social-media etc., sondern vor allem auch durch die ungeheure Komplexitätszunahme ehemals einfach zu durchschauender Abläufe.
3. Lernschwächere Schülerinnen und Schüler laufen Gefahr, durch diese technologische Revolution verstärkt ins Hintertreffen zu geraten, und sind einer sich verstärkenden Marginalisierung ausgesetzt sind.
4. Die fortschreitende Automatisierung, insbesondere im handwerklich und in intellektuell weniger anspruchsvollen Berufsbereichen führt zu einer zunehmenden Dequalifizierung lernbehinderter Schüler.
5. Dem steht eine Zunahme an Anforderungskomponenten gegenüber, wie Flexibilität, Teamfähigkeit, dauernde Lernbereitschaft, erhöhtes Symbolverständnis, erhöhter Abstraktionsgrad etc., Kompetenzen, die diametral zu den Stärken lernbehinderter Schülerinnen und Schüler stehen.
6. Die Folge davon: Intelligente werden immer intelligenter; «Dumme» werden immer «dümmer».
7. Es ist dringend geboten, sich Gedanken darüber zu machen, wie lernschwächere Menschen in der Zukunft – ohne fremde Hilfe – in den Arbeitsprozess integriert werden, um eine wirtschaftliche Lebensgrundlage zu erhalten.
8. Regelschulen mit integrierten lernschwächeren Schülerinnen und Schülern müssen dieser grossen Herausforderung gesellschaftlicher Natur gerecht werden und die Politik entsprechend fordern.
9. Die Lehrkräfte müssen die modernen Technologien sowie die zunehmende Komplexität unserer Welt – auch mit kritischem Blick – akzeptieren und bejahen.



10. Sie müssen in die Lage kommen, lernschwächeren Schülerinnen und Schülern die nötigen Inhalte und Fertigkeiten zu vermitteln, damit sich die in 6. genannte Schere nicht noch weiter öffnet.

Die Thesen sind idealtypischer Natur, die Realität zeigt ein anderes Bild: RegelklassenlehrerInnen mit integrierten lernschwachen SchülerInnen können nicht kompensieren, was durch den Wegfall des Werkjahres an Betreuung fehlt. Sei es, weil sie zu wenig Ahnung von den Ausbildungen im Bereich der Attest-Lehre haben oder sei es, weil es einfach zu wenig Kapazitäten, sprich Zeit, gibt, um diesem Anspruch gerecht zu werden. Die besondere Betreuung von ehemaligen KleinklassenschülerInnen, insbesondere auch derjenigen mit fremdländischem Hintergrund, ist dabei ein pädagogisches Muss.

Mentoring als schwächerer Ersatz für das Werkjahr

Was wird nun neu als Lösung angeboten? Man setzt auf Freiwillige, die ehrenamtlich in ihrer Freizeit lernschwache Jugendliche in ihrem Berufsfindungsprozess, also bei der Lehrstellensuche, begleiten. Man spricht von Mentoring. MentorInnen arbeiten in Ergänzung zu den Lehrkräften und unter Anleitung der BerufsberaterInnen.

Was also vorher von einer ausgewiesenen Fachkraft in den Werkjahren mit grossem Erfolg – das darf hier herausgestrichen werden – durchgeführt worden ist, wird nun auf mehrere Personen aufgeteilt. Dabei sind die Kompetenzen völlig unklar und müssen jeweils zwischen allen Beteiligten ausgehandelt werden. Dass diese Situation lernbehinderte Jugendliche überfordern dürfte, erscheint nachvollziehbar, wenn man weiss, über welche geringe Kompetenzen diese Jugendlichen verfügen. Dabei soll das Engagement dieser MentorInnen in keiner Art und Weise infrage gestellt werden. Wie aber Menschen ohne Vorbildung in Bezug auf Förderung und Betreuung lernbehinderter Jugendlicher, häufig noch mit fremdländisch-kulturellem Hintergrund, diese Aufgabe erfüllen sollen, die vor Jahren fachspezifisch geschultes Personal, eben das der Werkjahre, durchgeführt hat, erscheint mir in höchstem Masse problematisch zu sein. Es ist ein erneutes Beispiel dafür, dass die sog. Integration bei der Lösung komplexer gesellschaftlicher Aufgaben versagt.

Über eine erneute Implementierung des Werkjahres ins allgemeine Schulsystem sollte man ernsthaft wieder nachdenken.

Pflasterlipolitik oder wertvolle Hilfe im Schulzimmer?

Zürichsee-Zeitung 16.11.2019, Schwerpunkt, Francesca Prader

Schule • Kaum eine Schule kommt mehr ohne Klassenassistenzen aus. Ruedi Meier, Leiter der sonderpädagogischen Vernetzung des Bezirks Meilen, sieht die steigende Zahl der Assistenzen kritisch. Er fordert mehr Ausbildungsplätze für schulische Heilpädagogen.

Aus den Klassenzimmern in den Bezirken Horgen und Meilen sind Klassenassistenzen nicht mehr wegzudenken. Die meisten Gemeinden melden eine steigende Tendenz. In Adliswil etwa ist die Zahl der Assistenzen seit ihrer Einführung 2008 auf 38 gestiegen, in Wädenswil sind es inzwischen 80 (diese Zeitung berichtete). Die Schulpflegen betonen den positiven Effekt dieser Helfer im Klassenzimmer und auf dem Pausenplatz. Doch es gibt auch kritische Stimmen. Sie sehen die Klassenassistenzen als Zeichen dafür, dass das Volksschulamt kein Mittel gegen den Fachkräftemangel findet.

Ruedi Meier ist schulischer Heilpädagoge, Mitglied der Schulpflege Stäfa und Leiter der sonderpädagogischen Vernetzung des Bezirks Meilen. Dieser gehören die Verantwortlichen der sonderpädagogischen Ressorts der Schulpflegen des Bezirks Meilen an. Für ihn ist klar, warum die Zahl der Klassenassistenzen steigt: «Die Einsetzung von Assistenzen ist oft Pflasterlipolitik. Das



wirkliche Problem ist, dass es nicht genug schulische Heilpädagogen gibt.» Diese haben in Regelklassen mit der Einführung des integrativen Schulsystems 2008 an Bedeutung gewonnen.

Es fehlen Fachkräfte

Seither werden Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten und Lernbehinderung, Formen von Autismus und ADHS nicht mehr in Kleinklassen beschult, sondern in Regelklassen integriert. Zur Unterstützung werden diese Kinder im Unterricht heilpädagogisch betreut. Was aber, wenn das Pensum des Heilpädagogen nicht reicht, um den gesamten Bedarf einer Schule abzudecken, und sich kein zusätzlicher Sonderpädagoge findet? «Dann sehen viele Schulleitungen keine andere Möglichkeit, als für einen Teil der verordneten Heilpädagogenstunden auf eine Klassenassistentenz zurückzugreifen», sagt Meier.

Von ähnlichen Erfahrungen berichtet auch Christian Hugi, Präsident des Zürcher Lehrerverbands (ZLV). Eine teilweise Vertretung der Heilpädagogin durch eine Assistentz müsse aber nicht zwingend negativ sein. Wenn ein Kind etwa mit feinmotorischen Problemen kämpfe und deshalb Hilfe beim Ausschneiden und ähnlichen Aufgaben brauche, reiche eine gut instruierte Assistentz völlig aus. Nichtsdestotrotz sei die Rolle der Klassenassistenten aus der Not geboren, um Personalengpässe zu kompensieren, sagt Hugi. Deshalb fordert er wie Ruedi Meier mehr Ausbildungsplätze für schulische Heilpädagogen. «Die Zahl der Ausbildungsplätze für Schulische Heilpädagogik ist beschränkt. Damit bleibt der Fachkräftemangel bestehen.»

«Genau hinschauen»

Die Problematik dabei, wenn eine Klassenassistentz für eine schulische Heilpädagogin einspringen müsse, sehen Meier und Hugi vor allem in den unterschiedlichen Qualifikationen. Während schulische Heilpädagogen zusätzlich zur Lehrerausbildung einen zwei Jahre dauernden Masterstudiengang absolvieren, benötigt eine Klassenassistentz lediglich eine Weiterbildung. An der Pädagogischen Hochschule in Zürich dauert diese rund 27 Lektionen. Unter den Absolventen befinden sich nebst Studenten, die sich ein Zubrot verdienen wollen, oft auch Hausfrauen und Senioren, sagt Meier. Christian Hugi begrüsst den deutlichen Unterschied zwischen Lehrpersonen und Klassenassistenten in Sachen Qualifikation, weil er den unterschiedlichen Aufgaben entspreche. «Man muss aber genau hinschauen, dass die vom Volksschulamt definierten Aufgabenbereiche eingehalten werden», sagt Hugi. Diese besagen, dass Assistenten keine Verantwortung für die Förderung einzelner Schüler übernehmen dürfen.

Einen weiteren Grund für die wachsende Zahl der Schulassistenten sieht Meier in der Ausbildung der Lehrkräfte. Denn der Lehrerberuf sei anspruchsvoller geworden in den letzten zehn Jahren. «In den Praktika haben angehende Lehrer meist mit Klassen zu tun, die motiviert sind und gut mitmachen», sagt Meier. Im Berufsalltag seien Lehrer aber immer wieder mit Klassen konfrontiert, in denen ein Drittel der Schüler Verhaltensauffälligkeiten zeigen oder Lernschwierigkeiten hätten. «Die Diskrepanz zwischen Ausbildung und Realität kann bei allen Beteiligten zur Überforderung führen. Eine beliebte Massnahme ist dann, der Lehrperson eine Klassenassistentz zur Seite zu stellen.»

Knacknuss Integration

Das integrative Schulwesen verteufeln will Meier aber nicht. Als einige Schulen in den 90er-Jahren damit begannen, versuchsweise Sonderschüler in Regelklassen zu integrieren, sei er an vorderster Front dabei gewesen. «In den Hauptfächern Deutsch und Mathematik erhielten diese Schüler separaten Unterricht, in dem ein Heilpädagoge den Stoff so herunterbrach, dass die Kinder den Anschluss nicht verpassten.»

Mit der obligatorischen Integration möglichst aller Kinder in Regelklassen seien die Vorschriften für den Förderunterricht strenger geworden, sagt Meier. Die Schulen seien etwa angehalten, Integration ohne räumliche Trennung voranzutreiben. «Ich bin skeptisch, wie integrierend es für die Handvoll Schüler ist, die noch das kleine Einmaleins üben muss, während der Rest der Klasse



schriftlich Teilen lernt.» Integration bedeute nicht, dass die ganze Klasse stets im selben Raum unterrichtet wird. Er fordert deshalb mehr Flexibilität bei der Gestaltung des Unterrichts.

Auch Hugli plädiert für eine Anpassung der Lehrerausbildung. Besonders für die Primarstufe. «Es wäre prüfenswert, analog zur Sekundarstufe auch für angehende Primarlehrer einen Masterstudiengang einzuführen», sagt Hugli. An den Vorteilen der Integration zweifelt er nicht: «Die Forschung hat belegt, dass sowohl Kinder mit Defiziten, als auch die normalen Schüler davon profitieren.» Jetzt hapere es noch an der Umsetzung. «Wir sind es den Kindern schuldig, die jetzigen Probleme zu lösen», sagt Hugli.

«Historisch betrachtet folgte auf einen Lehrermangel immer ein Überfluss»

Zürichsee-Zeitung 16.11.2019, Schwerpunkt, Nachgefragt, Interview mit Marion Völger

Marion Völger, was sagen Sie zum Vorwurf, mit Klassenassistenzen werde Pflasterlipolitik betrieben?

Schulassistenzen sind für die Gemeinden eine von vielen Möglichkeiten, das «System Schule» zu unterstützen. Insbesondere im Zusammenhang mit der Integrativen Förderung sind Schulassistenzen aber kein Ersatz für die schulische Heilpädagogin. Sie können jedoch den Teil der Unterstützung übernehmen, der keiner professionellen Hilfe bedarf. An offenen Stellen im Bereich der schulischen Heilpädagogik, die nicht durch ausgebildete schulische Heilpädagogen besetzt werden können, dürfen einzig Lehrpersonen mit einem Regelklassenlehrdiplom eingesetzt werden.

Warum gibt es im Kanton Zürich nicht genug schulische Heilpädagogen?

Die aktuelle Situation hängt mit einem gestiegenen Bedarf an schulischen Heilpädagogen zusammen, der zurzeit nicht mit dafür ausgebildeten Lehrpersonen gedeckt werden kann. Die Sonderschulquoten, welche in den vergangenen Jahren stetig gestiegen sind, stabilisieren sich aktuell. Gleichzeitig werden jedes Jahr an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik (HFH) 120 schulische Heilpädagogen für den Kanton Zürich ausgebildet. Längerfristig geht das Volksschulamt von einer Entspannung der Situation aus.

Was tut das Volksschulamt konkret gegen den Fachkräftemangel?

Offene Stellen im sonderpädagogischen Bereich können mit Stufenlehrpersonen, welche über ein anerkanntes Lehrdiplom für die Volksschule verfügen, besetzt werden. Diese erhalten eine dreijährige Frist, um die Ausbildung in schulischer Heilpädagogik zu beginnen. Im ersten Schuljahr nach Aufnahme ihrer Tätigkeit müssen sie zudem das Modul «Förderdiagnostik und -planung» an der HFH absolvieren. Das Volksschulamt empfiehlt den Schulgemeinden, besonders auf der Primarstufe mit geeigneten Regelklassenlehrpersonen einen möglichen Wechsel zu planen.

Wie werden die Lehrpersonen auf die Herausforderungen der Integration vorbereitet?

Heterogenität im Klassenzimmer ist ein wichtiger Teil im Curriculum des Studiums an der Pädagogischen Hochschule (PHZH). Zudem gibt es ein breites Angebot an Weiterbildungen zum Thema. Dieses wird durch die PHZH, die HFH und weitere Anbieter ständig weiterentwickelt und dem Bedarf der Schulen und Lehrpersonen angepasst.

Die Schülerzahlen steigen jedes Jahr, während gleichzeitig Lehrer fehlen. Bis wann wird sich das einpendeln?

Auf der Kindergartenstufe haben wir in diesem Schuljahr voraussichtlich den Höhepunkt erreicht. Vorübergehend wird sich eine leichte Entspannung ergeben. Nicht hingegen für die Primar- und die Sekundarstufe. Längerfristig gilt es, das Gleichgewicht zwischen der Anzahl Lehrpersonen und Schülern im Auge zu behalten. Betrachtet man die Thematik über einen Zeitraum von hundert Jahren, ist einem Lehrermangel immer ein Überfluss und damit verbunden eine grosse



Arbeitslosigkeit gefolgt. Die Massnahmen sollen deshalb vor allem temporär wirken, auch wenn dies auf den ersten Blick wenig nachhaltig erscheint. Es handelt sich hier beispielsweise um die Erhöhung von Unterrichtspensen oder um den Einsatz von Lehrpersonen, welche auch etwas über die Pensionierung hinaus arbeiten.

Marion Völger Amtschefin Zürcher Volksschulamt

Die Nebeneffekte des Lesens lehren

NZZ 20.11.2019, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Massimo Salgaro

DIGITALE MEDIEN

In seinem NZZ-Gastkommentar hat unlängst Alexander Kluge die Etymologie des Wortes «Lesen» erläutert. Es sei für ihn mehr als nur Buchstabieren, nämlich eine besondere Art gespannter Aufmerksamkeit, eine Konzentration.

Es ist kein Zufall, dass ein so eminenten Denker der Gegenwart uns die Etymologie dieses Wortes nahebringen will. Wir befinden uns derzeit in Bezug auf das Lesen inmitten eines Paradoxons, denn es wird mehr denn je gelesen: E-Mails, Whatsapp-Mitteilungen, Tweets, irgendwelche Internetsites. Doch irgendwie sind uns darüber Sinn und Bedeutung dieses Wortes verloren gegangen.

Das ist nicht verwunderlich, da wir uns inmitten einer Leserevolution befinden, wie Experten wie Adriaan Van der Wheel diagnostiziert haben. In jeder Revolution wird etwas gewonnen und geht etwas verloren.

Was wir uns in der gegenwärtigen Leserevolution aneignen mussten, ist eine Form der Lektüre, die sich für das Internet und digitale Texte besonders eignet, das sogenannte «Skimming». Darunter versteht man eine flüchtige Lektüre, bei der im Überfliegen des Textes die relevanten Informationen herausgefischt werden. Aber vielleicht ist das gar kein Lesen, zumindest nicht im Sinn von Kluges Definition, was wir dabei tun. Inzwischen wissen wir, dass die digitalen Umwelten auch ein Stressfaktor sind und oft zu kognitiver Überlastung führen können.

In einem aus der heutigen Sicht geradezu prophetischen Artikel hat Roland Reuss einst in der NZZ diesbezüglich die richtigen Akzente gesetzt. Papierlose Lektüre erschwere aufgrund der typografischen Eigenschaften digitaler Texte aufmerksames Lesen. Damit wäre eine weitere Einsicht verbunden, nämlich «dass Denken Zeit und Geduld, mit einem Wort: die Langsamkeit eines Studiums braucht». Was im digitalen Zeitalter abhandengekommen sei, wäre somit die tiefgründige Auseinandersetzung mit dem Text, verinnerlichte Lektüre, notwendige Prämisse für das Verständnis des Textes und dessen Einprägung.

Konzentration ist ein Nebeneffekt dieser Form von Lektüre, genauso wie Empathie eines der literarischen Lektüre ist. Das daraus hervorgehende Studium ist traditionell mit der Lektüre auf Papier verbunden und bildet den Kern schulischer Bildung.

Als ich mich 2014 mit fast 200 Forschenden aus ganz Europa im Netzwerk E-Read zusammenfand, um zur Lektüre im digitalen Zeitalter zu recherchieren, war uns rasch klar, dass unsere Arbeit um diese zentrale Frage kreisen müsste: Welchen Unterschied gibt es zwischen der Lektüre auf Papier und der auf digitalen Medien? Die wichtigsten Befunde sind in die «Stavanger Erklärung» eingeflossen, die man, allerdings digital, im Netz nachlesen kann.

Fazit: Beim Lesen längerer Informationstexte ist das Papier dem Bildschirm in Hinsicht auf Erinnerungsleistung und tiefes Textverständnis überlegen. Ausserdem ist im digitalen Medium die «Metacognition», also die Beurteilung der eigenen Lernkapazität, schwächer als bei der Lektüre auf Papier.



Diese wissenschaftlichen Befunde dürfen nicht zu voreiligen Folgerungen verführen. Es war nie das Ziel von E-Read, Kulturpessimismus zu nähren oder gar das Digitale zu verteufeln. Wir wollten mit unserer Erklärung nahelegen, dass es nicht einerlei ist, ob wir gedruckte oder elektronische Texte lesen. Dieser Befund impliziert einen Rat an die Schule: Die Technik darf nie Selbstzweck sein, und Bildung muss hauptsächlich vom Lernenden her gedacht werden.

In der Zwischenzeit haben mehrere E-Read-Forschungen nützliche Hinweise für den Unterricht ergeben. Eine kritische Analyse (Salmerón und Delgado) aus diesem Jahr etwa zeigt, dass die Benützung von Computern im Klassenraum die Lernfähigkeit und Konzentration der Schüler in der Regel beeinträchtigt. Andere Studien belegen, dass handschriftlich erfasste Notizen ein besseres Verständnis und Studium ermöglichen als am Computer entstandene.

Es geht hier nicht darum, der Lektüre mittels elektronischer Medien eine traditionelle entgegenzustellen, weil beide zu unserer Bildung beitragen. Die Aufgabe der Schule ist es heute, effektive Lese- und Lernstrategien für alle Medien zu vermitteln. Wie die Neurowissenschaften gezeigt haben, werden wir in den digitalen Medien zu Opfern eines zerstreuten und verzweifelten Multitasking, ein Mythos unserer Zeit, den die Forschung dekonstruiert hat.

Heute bekommt die Schule ein neues Ziel, nämlich dem Ablenkungspotenzial der digitalen Medien entgegenzuwirken. Das Mittel dazu ist ein altbekanntes, es heisst Studium.

Massimo Salgaro ist Professor für Sprachen und Literatur an der Universität Verona. Er diskutierte am NZZ-Podium Bayern vom 9. Oktober 2019 zum Thema «Lesen» in den Münchner Kammerspielen mit.

Verblöden unsere Schulen?

NZZ 14.11.2019, Sachbücher, von Martin Beglinger

Das Bildungswesen gehe den Bach hinunter – das ist immer wieder zu hören. Zwei ganz unterschiedliche Autoren untersuchen die Trends der letzten Jahre und üben scharfe Kritik an den permanenten Reformen. Von Martin Beglinger

Es gibt Bücher, die bringen Berufspädagogen zum Kochen. Gemeint sind die Generalabrechnungen von Nichtpädagogen mit der Schule. Der Allzweckphilosoph Richard David Precht zählt zu dieser Kategorie, nun ist die Reihe wieder am deutschen Kinderpsychiater Michael Winterhoff. Das bekannteste seiner mittlerweile neun Bücher, «Warum unsere Kinder Tyrannen werden oder: Die Abschaffung der Kindheit», ist 2009 erschienen und steht mittlerweile in der 19. Auflage. Und jetzt also: «Deutschland verdummt. Wie das Bildungssystem die Zukunft unserer Kinder verbaut» – wieder ein Bestseller.

Übermässig Mitleid mit den Profis braucht man nicht zu haben, aber ein wenig kann man ihren Frust verstehen, wenn sie bei Winterhoff zum x-ten Mal lesen müssen, dass alles den Bach hinuntergehe, Eltern, Kinder, Schule – und jetzt noch das ganze Land. Die «Zeit» nennt Winterhoff bereits den «Thilo Sarrazin der Erziehung» und seine Ideen eine «Pädagogik des Grauens», es wird seinen Verkaufserfolg nicht schmälern.

Die Grossthese des Kinderpsychiaters: Es wachse gerade eine ganze Generation verhaltensgestörter junger Menschen mit der geistigen Reife von Kleinkindern heran. Weil die Eltern nicht mehr Eltern sein wollten oder könnten und bei der Erziehung komplett versagten – «dieser Kampf ist so gut wie verloren» (Winterhoff) –, müsse es nun die Schule richten. Wenn sie nur könnte. Denn auch das Bildungswesen sieht der Autor seit zwanzig Jahren durch alle möglichen und unmöglichen Reformen ruiniert.



Auf jeder zweiten Seite ist von «Chaos», «Katastrophen» und «Wahnsinn» die Rede, und sollte sich das Bildungssystem nicht rasch und gründlich ändern, schreibt Winterhoff im Schlusskapitel, dann «wird das schleichende Gift der fehlenden psychischen Entwicklung unsere Gesellschaft unrettbar und binnen kurzer Zeit aushöhlen».

Karikaturhafte Kritik

Ziemlich schrille Thesen. Oft genug sind sie mehr anekdotisch behauptet als empirisch belegt, aber offensichtlich ritzen sie einen dicken Nerv. Ganz besonders verbeisst sich Winterhoff in die «Ideologie des offenen Unterrichts» und des «autonomen Lernens», bei dem die Lehrerin zur Lernbegleiterin degradiert werde und nicht mehr die Chefin mit klaren Ansagen sei.

Tatsächlich gibt es viele gute Gründe, das Rollenverständnis eines passiven Lehrers, der sich den tagesaktuellen Launen seiner Klasse ergibt, für falsch zu halten; der Bildungsforscher John Hattie hat sie in seiner epochalen Studie über guten Unterricht genannt. Doch ist diese Kritik nicht eher eine Karikatur der Realität? Winterhoff tut so, als sei offener Unterricht in ganz Deutschland quasidiktatorisch verordnet worden und habe sich im Schulalltag als flächendeckende ideologische Unterwanderung durchgesetzt. Beides stimmt nicht, nicht für Deutschland und noch weniger für die Schweiz.

Winterhoff will «wieder auf Bindung und Beziehung» in der Schule setzen. Daran ist nichts gruselig, im Gegenteil, ohne Beziehung kann weder Erziehung noch Schule funktionieren. Doch warum «wieder»? Das klingt, als hätte «die» Schule seit eh und je auf Bindung und Beziehung gesetzt. Gute Lehrer taten das tatsächlich schon immer und ganz von sich aus, aber was ist mit den vielen, vielen andern? Winterhoff will offenbar zurück in die Zeiten vor 1990, als die Schule noch «einigermassen gut» funktioniert habe, wie er behauptet. Doch damit verklärt er nicht nur die alten Zeiten, sondern er verkennt auch, wie sehr sich die Umstände verändert haben.

Aufs Maximum reduzieren

Für alle, denen Winterhoffs Daueralarmismus auf die Nerven geht, gibt es eine Alternative. Sie stammt von Jürgen Kaube, der das Kunststück schafft, neben seinem Job als Mitherausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» regelmässig interessante Bücher zu schreiben (zuletzt über «Die Anfänge von allem» oder eine Biografie von Max Weber). «Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?», fragt jetzt der zweifache Vater Kaube im Titel. Auch er schreibt kritisch, aber nicht im Weltuntergangsmodus wie Winterhoff.

«Lehrer und Schulen sollen dies und das Gegenteil, das Praktische und das Theoretische, Chancengleichheit und Pisa-Leistungen, Arbeitsmarkt und Abendland. Natürlich sollen sie dabei auch noch Einwanderer integrieren, allen ambitionierten Eltern gefallen, keine Rechtsverordnung verletzen, den Übergang in die digitale Welt unterstützen und die Handy-Welt bekämpfen», schreibt Kaube. Und folgert plausibel, dies alles könne nur in einer «verrückten Überforderung» enden.

Was also muss die Schule? Seine Antwort, kurz und knapp: Sie muss die Schüler lesen, schreiben, rechnen und selber denken lehren. «Reduce to the max», um es mit einem alten Werbespruch zu sagen. Das mag wenig sein und ist doch für erschreckend viele bereits zu viel verlangt, eingedenk der Tatsache, dass in Deutschland jedes fünfte Kind die deutsche Grundschule verlässt, ohne ausreichend lesen zu können.

Obschon die Tonalität der beiden Bücher sehr verschieden ist, so liegen ihre Positionen immer wieder nahe beisammen. Auch Kaube argumentiert eher konservativ, aber nicht deshalb, weil er früher alles besser fand, sondern weil er Änderungen nicht a priori besser findet, nur weil ihnen das Label «zeitgemäss», «progressiv» oder «modern» anhängt. Beide Autoren kritisieren etwa die Pisa-Test-Gläubigkeit oder die einseitige Fokussierung auf die Bedürfnisse der Wirtschaft; sie schreiben gegen den Run auf die Gymnasien an und schonen jene Eltern nicht, die von der Schule die Produktion von karrieretauglichem Nachwuchs verlangen wie von ihrem Finanzberater eine gute Rendite.



Und nicht zuletzt treffen sie sich in ihrer scharfen Kritik an den schulischen Dauerreformen. Bei diesem Thema, so Kaube, «wären wir bei einem entscheidenden Faktor des Leidens an der Schule. Bei den Didaktikern, Lerntheoretikern, Methodenerfindern nämlich und ihren erziehungswissenschaftlichen Begleitforschern. Sie haben, unterstützt durch reformfreundige Bildungsbükratien und eine mit Reformen ihre Geschäfte machende Weiterbildungs- und Lehrmittelindustrie, die Schule zu einem Experimentierfeld von angeblichen Modernisierungen gemacht. Diese erfolgen oft ohne jeden anderen Anlass als ihr eigenes Innovationsbedürfnis.»

Auch mit dem jüngsten Hype an den Schulen, der Digitalisierung, gehen sie hart ins Gericht. Kaube formuliert es so: «Ein wichtiges Lernziel an Schulen ist Resistenz gegen Phrasendrescherei. Man könnte beim Thema Digitalisierung damit anfangen.» Winterhoff fordert, die Schule müsse die Kinder vor dem «Digitalisierungswahn» bewahren und bis zur vierten Klasse eine «digitalfreie Zone» bleiben. So halten es bekanntlich bereits die Digitalkönige in Kalifornien, die ihre eigenen Kinder in Montessori-Schulen schicken.

In der Schweiz liegen wir womöglich noch etwas näher an Kaubes Idealschule, wohl auch deshalb, weil sich die föderalistisch organisierte Volksschule bisher als praxisnäher und ideologieresistenter erwiesen hat. Doch auch hierzulande ist die Pädagogik unterdessen ein akademisches Modebusiness geworden, das mit den internationalen Wellen schwimmt. Mit dem Lehrplan 21 hat sich die «Kompetenzphrasen-Industrie» (Kaube) auch in der Schweiz durchgesetzt, nun beginnt man darüber zu streiten, wie praxistauglich das alles wirklich ist und wie sich Kompetenzen überhaupt messen lassen. Ob die Schüler am Ende tatsächlich besser lesen, rechnen, schreiben und denken können – niemand weiss es, auch nicht die Bildungsforschung. Sicher ist nur: Die Sache wird richtig teuer. Und die nächste Modewelle kommt bestimmt.

Jürgen Kaube: *Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?* Verlag Rowohlt Berlin, Berlin 2019. 335 S., Fr. 31.90.

Michael Winterhoff: *Deutschland verdummt. Wie das Bildungssystem die Zukunft unserer Kinder verbaut.* Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2019. 221 S., Fr. 31.90.

Für Sie gelesen: „Deutschland verdummt“

Condorcet Bildungsblog, 18. November 2019, Gastbeitrag von Felix Hoffmann

Alarmiert durch besorgniserregende Schulreformen rechnet der Psychiater, Michael Winterhoff, schonungslos mit dem deutschen Schulsystem ab. Wie bei vielen Entwicklungen um einige Jahre verspätet, greift dieses, gefördert durch den Lehrplan 21, nun auch in der Schweiz um sich. Trotz Winterhoffs apokalyptischer Neigung möge sein Buch Lehrkräfte darin bestärken, einen pädagogisch verantwortungsvollen Kurs zu halten trotz bildungspolitischer Reformhysterie oder einen solchen in Erinnerung rufen. Vor allem aber sollten es Bildungspolitiker lesen, die sich dazu berufen fühlen, auf einem ihnen fremden Terrain Entscheidungen zu treffen, meint der Sekundarlehrer Felix Hoffmann, der das Buch gelesen hat.

Im Kindergarten und der Grundschule sollen Kinder seit neuestem möglichst frei sein von Erwartungen und Anweisungen der Erwachsenen. Je nach Lust und Laune sollen sie aus einem limitierten Stoffangebot selber entscheiden dürfen, womit sie sich wann, wie und wo beschäftigen wollen. In diesem sogenannten „offenen Unterricht“ sollen sich die Lernenden autonom selbst organisieren. Die von Hattie als erfolgreich bewertete direkte Instruktion und Lehrkräfte als Wissensvermittler haben hier nichts mehr verloren.

Winterhoff bezeichnet dieses System als „Stätten des organisierten Verwahrens“ und macht es verantwortlich für die sprunghaft gestiegene Zahl an psychisch auffälligen Kindern sowie völlig unzureichende Leistungen in Schule und Berufsausbildung. Hierfür nennt er unterschiedliche



Gründe. Einer vorneweg: In solchen Lernsettings entstehen Geräuschpegel von bis zu 85 Dezibel. Schreiende Kinder erreichen bis zu 110 dB(A) und übertreffen damit Kreissägen und Pressluftschlämmer. Wollen sich Lehrkräfte Gehör verschaffen, müssen sie den Geräuschpegel mit ihrer Stimme um 10 bis 15 dB(A) übertreffen. Weitverbreitete Stimmbandprobleme unter Lehrpersonen sind die Folge.

Die Methode "Reichen" als mahnendes Beispiel

Ein weiterer Grund für abnehmende schulische Leistungen erkennt Winterhoff in den von oben nach unten verordneten Unterrichtsformen, die den Erfahrungen der Lehrkräfte widersprechen und sich somit als nicht zielführend herausstellen. Als Beispiel verweist er u.a. auf die Methode „Schreiben nach Gehör“ des Schweizeren Jürgen Reichen, die während zwanzig Jahren Heerscharen von Schülern mit katastrophalen Orthographiedefiziten zurückliess. Deshalb wurde sie in etlichen deutschen Bundesländern und u.a. im Kanton Nidwalden verboten.¹ Nebenbei bemerkt, wird Reichens zweite Methode, „Lesen durch Schreiben“, die ebenfalls auf der völligen Vernachlässigung von Regeln basiert, auf das Schuljahr 2020/21 im Aargau untersagt.

In den Reichen-Methoden erkennt Winterhoff eine grundsätzlich negative „Einstellung der 68-Generation gegenüber gemeinschaftsstiftenden Übereinkünften...: „Regeln? Wir brauchen keine Regeln!“ Die Gleichstellung von Erwachsenen und Kindern nimmt in den 68ern ihren Anfang. In der Folge haben „Erwachsene Kindern nichts zu sagen.“ Sie entwickeln sich quasi spontan von selbst. Man muss sie nur in Ruhe lassen. Dem gleichen Irrtum unterliegt ferner auch die Mehrsprachigkeitsdidaktik. „Als die 68-Generation bei ihrem Marsch durch die Institutionen an die entsprechenden Positionen aufrückte, war der Weg frei, diese Weltanschauung in der Bildungspolitik fest zu verankern und die bewährte Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden (...) zu ersetzen.“

Ein einstiges Vorzeige-Bundesland wird in den Abgrund reformiert

Der heutigen Bildungspolitik macht Winterhoff den Vorwurf, dass sie zwar begeisterungsfähig, aber völlig unkritisch den Fantasien von Ideologen aufsitzt und diese mit desaströsen Folgen umsetzt, anstatt sich auf die reichlich vorhandene Empirie aus Praxis und Wissenschaft zu verlassen. So machte Gabriele Warminski-Leitheusser, 2011 – 2013 sozialdemokratische Kultusministerin von Baden-Württemberg, den umstrittenen Schweizer Schulgründer, Peter Frattton, zu ihrem offiziellen Berater. „Das vormalige Vorzeige-Bundesland verschlechterte sich in der darauffolgenden Zeit dramatisch im Ländervergleich.“ In einer Landtagsanhörung auf seine Experimente angesprochen, meinte Frattton: „Ich habe keine Ahnung, was dabei herauskommt. Aber schön falsch ist auch schön.“ Abgesehen von dieser offensichtlichen Leichtsinnigkeit, tun sich Ideologen schwer damit, Unrecht zuzugeben. Sie und ihre Anhänger in der Bildungspolitik, biegen sich die Realitäten zurecht, „bis sie den eigenen Wünschen und Vorstellungen entsprechen.“ Darin erkennt Winterhoff „die Basis der Bildungspolitik seit mindestens zwei Jahrzehnten.“

Grundlegende Störung in der Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern

Die Grundlage der bildungspolitischen Realitätsverweigerung macht Winterhoff in einer grundlegenden Störung in der Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern aus. In der Psychoanalyse nennt sich diese Beziehungsstörung Projektion. Die Anhänger des offenen, selbstorganisierten Unterrichts glauben aufrichtig daran, Kinder zu befreien. Tatsächlich jedoch übertragen hier Erwachsene eigene Wünsche und Gefühle auf das Kind. Sie wollen den Minderjährigen das geben, was sie sich als Kind selber wünschten. Sie wollten keine Hausaufgaben. „Also weg damit!“ „Sie wären gerne während des Unterrichts ein wenig herumspaziert? Also werden Wände eingerissen“, Verweilecken, Lernthecken, Spiel- und Bewegungsräume eingerichtet.

Konsequent in den Lernstillstand

Damit übersehen die Anhänger des offenen, selbstorganisierten Unterrichts die Bedürfnisse der Kinder nach Betreuung und Orientierung. Nur in der Projektion kommt der Erwachsene auf die Idee, „dass seine Rolle darin besteht, alle Wünsche, die er dem Kind zuordnet, umgehend zu



erfüllen.“ Damit ordnet er sich dem Kind unter, wodurch dieses die Führung übernimmt. „Die eigentliche „Bildungsrevolution“ besteht somit im „unnatürlichen Beziehungsverhältnis, in das Kinder und Erwachsene (...) gezwungen werden.“ „Denn wenn sich das Kind nicht an Erwachsenen orientieren darf, findet bei ihm definitiv keine Entwicklung seiner Psyche statt. Das (...) ist seit vielen Jahrzehnten gesichertes Wissen.“ Was das autonome Lernen betrifft unterscheiden sich Kinder überdies nicht von Erwachsenen: Sie wählen sich zumeist, was sie bereits können, wodurch es auch zu einem Lernstillstand kommt.

„Offener Unterricht lässt Schüler und Lehrer allein. „Autonomes Lernen“ bei Kindern gibt es nicht.“ Ohne die Anleitung und Orientierung durch Erwachsene bleiben Kinder lustorientiert. Sie erreichen dadurch weder Beziehungs- noch Arbeitsfähigkeit mit katastrophalen Folgen für Gesellschaft und Wirtschaft.

Felix Hoffmann, Sekundarlehrer, BL, Mitglied LVB, Starke Schule beider Basel

Plurilinguales Sprachenlernen, ein Grossprojekt des Europarates

Condorcet Bildungsblog 13.11.2019, Felix Schmutz

Seit Beginn des Millenniums herrscht Aufbruchstimmung in der europäischen Sprachenpolitik: Der gemeinsame europäische Referenzrahmen (CEFR) wurde erarbeitet, um Fremdsprachenkompetenzen in aufsteigender Qualität (A1 bis C2) genau zu beschreiben und in einem Sprachenportfolio auszuweisen; die Länder wurden aufgerufen, in den obligatorischen Schulen mindestens zwei Fremdsprachen zu unterrichten; ein didaktisches Konzept namens Mehrsprachigkeit (Plurilingualism, plurilinguisme) wurde propagiert, um die Monolingualität vieler Staaten zu durchbrechen. Condorcet-Autor Felix Schmutz untersucht in einer gewohnt minutiösen Recherche die Hintergründe, welche zum Mehrsprachigkeitskonzept und der Vorverlegung des Fremdsprachenunterrichts geführt haben.

Die Bildungspolitik war gefordert. Schulen und berufliche Ausbildungs- und Weiterbildungsstätten interessierten sich natürlicherweise für die technische Seite der Neuerungen:

1. Welche Kenntnisse braucht es nach CEFR, um eine bestimmte Arbeitsstelle in einer Firma zu erhalten? Genügt B1 oder sollte es eher B2 sein?
2. Wann soll in den Schulen der Zweit- und Drittsprachenunterricht beginnen? Welche Sprachen? Wie soll die Studententafel gestaltet werden?
3. Wie müssen Lehrmittel aussehen, welche die neue «Mehrsprachigkeit» umsetzen? Welche Methoden müssen Lehrpersonen anwenden?

Diese Fragen lösten epische Debatten aus, grosse Betriebsamkeit entstand bei den Schulbehörden und beachtliche Finanzströme flossen in entsprechende Projekte. Was von der Öffentlichkeit weniger wahrgenommen wurde, war die politische Zielsetzung, die hinter den Bemühungen steckte und die Neuorientierung überhaupt in Gang brachte. Zwei Ziele verfolgt der Europarat¹:

¹ Nachzulesen in : Conseil de l'Europe, Beacco Jean-Claude/ Michael Byram : DE LA DIVERSITÉ LINGUISTIQUE À L'ÉDUCATION PLURILINGUE :Guide pour l'élaboration des politiques linguistiques éducatives en Europe, 2007. <https://rm.coe.int/CoERMPublicCommonSearchServices/DisplayDCTMContent?documentId=0900016802fc3ab>



1. Integration

Viele europäische Staaten sind monolinguale Gebilde mit einer einzigen dominierenden Sprache und Kultur. Europa kann aber nur näher zusammenrücken, wenn das gegenseitige Verständnis gefördert, die sprachliche und kulturelle Diversität für gleichwertig anerkannt wird. Die Menschen sollen deshalb durch das Bildungssystem Gelegenheit erhalten, möglichst viele sprachliche und kulturelle Varianten kennen zu lernen. Auch diejenigen der Migranten sollen einbezogen werden. Sprachliche Hierarchien sollen überwunden werden. Das Ideal: die sprach- und kulturbewanderten «*citoyens européens*».

2. Störfaktor Englisch

Das Englische hat sich als «lingua franca», als Sprache für Handel, Wissenschaft, Technik, Verkehr, Kultur längst durchgesetzt und bedroht die Sprachenvielfalt, weil es eigentlich genügen würde, wenn in allen Schulen Europas Englisch unterrichtet würde, um sich untereinander zu verständigen. Mit der Förderung der Sprachenvielfalt soll der erdrückende Einfluss des Englischen eingedämmt werden.

Auswirkung auf die Schweiz

Dieses politische Programm wurde in mehreren Empfehlungen vom Europarat verabschiedet, jedoch in den einzelnen Ländern politisch nicht diskutiert. In der Schweiz erfolgte eine Art «autonomer *Vorausvollzug*», wobei die EDK das Zepter übernahm, ohne dass auf Bundes- oder kantonaler Ebene demokratische Mitsprache möglich war. Die politischen Absichten wurden an den demokratischen Institutionen vorbei als «Umsetzung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse» und als «Anpassung an die modernen gesellschaftlichen Erfordernisse» eingeführt. Verkauft wurden die Massnahmen als Verbesserung und Innovation:

- Objektivere Bewertung mit einem international gültigen Massstab (CEFR),
- Förderung des Verständnisses für andere Kulturen,
- Entwicklung einer «funktionalen Mehrsprachigkeit» anstelle eines «sprachlichen Perfektionismus».

Das politisch motivierte Sprach- und Kulturprogramm berücksichtigte nicht, welche sprachlich-kulturellen Bedingungen in der Schweiz herrschten, wie der bestehende und historisch gewachsene Sprachunterricht zu diesen Bedingungen passte, welche Defizite tatsächlich bestanden und wie sie behoben werden könnten. Stattdessen übernahm man relativ unkritisch das Programm des Europarates, versuchte sogar, dieses in vorauseilendem Gehorsam mustergültig und zeitnah umzusetzen. Beispiele dafür sind die Einführung von Frühfranzösisch/Frühenglisch oder das sechskantonale Projekt *Passepartout*, das neue Lehrmittel und eine neue Didaktik in den Volksschulen top-down installierte.

[Mehr...](#)



Kritik am neuen Lern-Tool des Kantonsrats wegen zu komplizierter Texte

Zürichsee-Zeitung 9.11.2019, Zürich

Parlamentsdienste • In der neu lancierten Lernplattform «The Lawmaker» kommen zahlreiche Fachbegriffe vor.

Am Montag stellte der Kantonsrat seine Lernplattform «[The Lawmaker](#)» vor. Sie richtet sich an Schülerinnen und Schüler auf der Sekundarstufe, also Jugendliche ab 12 Jahren. Anhand eines Flipperkastens sollen die Benutzer lernen, wie ein Gesetz entsteht. Erklärt wird dabei unter anderem, was Kommissionen und Fraktionen sind. Ob die Jugendlichen den Inhalt verstehen, ist offen. Die Autoren von «The Lawmaker» erklären zum Beispiel den Ablauf einer Motion mit dem Einleitungssatz: «Ein Ratsmitglied will den Regierungsrat verpflichten, einen Entwurf beispielsweise für eine Gesetzesänderung auszuarbeiten.» Es folgen 14 Schritte, die das Pingpong zwischen Kommission, Kantonsrat und Regierung aufzeigen.

«Ganz eigene Sprache»

«Ein Parlament hat seine ganz eigene Sprache. Diese ist manchmal etwas sperrig, gehört aber zu seiner DNA», sagt Christian Gyger, Mediensprecher der Parlamentsdienste, auf Anfrage.

Eine Analyse mit dem sogenannten Flesch-Grad, einem Lesbarkeitsindex, bestätigt dieses Urteil. Anhand eines Algorithmus können Texte in «sehr leicht» bis «sehr schwer» unterteilt werden. Massgebend für die Beurteilung sind unter anderem die Satzlängen des Textes: Je kürzer ein Satz, desto leichter verständlich ist er.

Gemäss Flesch-Grad sind von 14 ausgewählten Texten des Lernspiels zwei «mittelschwer» und neun «schwer» verständlich. Zwei Texte zu den Stichworten «Parlamentarische Initiative» und «Interpellation» sind so geschrieben, dass sie gemäss Flesch-Grad eigentlich nur von Akademikern verstanden werden.

Gyger wehrt sich gegen diese Einschätzung. «Der Flesch-Grad betrachtet den Text für sich allein, ohne die grafische Umgebung und die User-Experience der gesamten Web-App zu berücksichtigen.» Das Resultat mittels Flesch-Grad sei deswegen verzerrt dargestellt. Anderer Meinung ist die Juristin Nicola Pridik, die sich auf Rechtskommunikation spezialisiert hat. Sie kreiert unter anderem juristische Schaubilder, die komplizierte Abläufe einfach erklären sollen. «In den Texten tauchen immer wieder Fachbegriffe auf, die nicht erklärt werden, weil es dazu andere Texte gibt.»

Flipperkasten hilft wenig

Das Lernspiel setze voraus, dass man die anderen Texte bereits gelesen, verstanden und den Inhalt parat habe. Der Flipperkasten helfe nur sehr eingeschränkt, die Abläufe und Zusammenhänge im Einzelnen zu verstehen. Kann man komplexe Begriffe wie «Motion» in einfacher Sprache überhaupt ausdrücken? «Ja, kann man», so Pridik auf Anfrage. Dazu sei es aber manchmal erforderlich, die Inhalte zu reduzieren, damit die Zielgruppe überhaupt etwas damit anfangen könne.

Diese Kritik teilt auch der Verein «Einfache Sprache Schweiz». «Die Autoren hätten die Fachbegriffe erklären müssen, entweder im Text oder durch ein Glossar», so Vereinsgründer Peter Fischer. (sda)

„Bewegte Leichtigkeit und Leidenschaft im Klassenzimmer“

Buchtipp zum Buch von [Isabelle Mäder](#)

Spannender Einblick in den Schulalltag einer Lehrerin



Über Schule und Unterrichtsziele wird viel geschrieben, über Schulreformen und neue Bildungsprogramme noch einiges mehr. Aber wissen wir denn, wie die Lernprozesse in den einzelnen Klassen ablaufen und was letztlich den Schulerfolg ausmacht? Trotz mancher Einblicke von aussen durch Schulbesuche und kurze Elterngespräche ist die pädagogische Arbeit einer Lehrerin für Eltern oft schwer fassbar.

Nun bietet sich mit dem tagebuchartigen Bericht aus einem Klassenzimmer die Chance, eine engagierte Pädagogin in ihrer täglichen Arbeit zu begleiten. Gleich zu Beginn tauchen wir ins Innenleben einer Schulklasse und merken, wie hellwach eine Lehrerin sein muss, wenn sie die Kinder wirklich so abholen will, dass sie voll mitmachen. Dabei setzt die Autorin weniger auf strenge Disziplin, sondern bringt mit Musik und Bewegung eine erfrischende Leichtigkeit ins Spiel. Schon bald einmal merkt man, dass es immer wieder darum geht, die Kinder zu ermutigen und ihnen das Vertrauen zu geben, dass sie es schaffen.

Rasch wird klar, dass dieses Unterrichten aufgrund der völlig unterschiedlichen Begabungen der Kinder eine grosse Herausforderung ist. Wie schafft man es als Lehrerin, möglichst allen Kindern gerecht zu werden? Die Autorin verrät uns nach und nach ihre Geheimnisse, wie sie in natürlicher Distanz die Herzen der Schülerinnen und Schüler gewinnt. Hilfreich ist dabei ihre Lebensfreude und die konsequent ermutigende Grundhaltung. Sie versteckt sich nicht als graue Maus und sieht sich schon gar nicht als Lernbegleiterin. Nein, sie ist Lehrerin aus Leidenschaft und zeigt dies in mitreissender Art.

Die Lektüre dieses spannenden Tagebuchs mit Tiefgang kann ich bestens empfehlen.


Hanspeter Amstutz



Veranstaltungshinweise

Eltern - Seminare zum Lehrplan 21

Reflexionsforum Neuzeitlich Bildung mit Herz und Hirn, Grüningen, Beatrix Inauen



Beatrix Inauen
Expertin für Bildungs- und Beziehungsfragen

**Mit 4 Jahren in den Kindergarten,
keine Rechtschreibung bis Ende 2. Klasse
ohne Auswirkung auf die Bildungsqualität?**

Erfahren Sie mehr in meinem Eltern - Seminar

XIO

REFLEXIONSFORUM
Neuzeitliche Bildung mit Herz und Hirn
Grüningen

***Mit 4 Jahren in den Kindergarten,
keine Rechtschreibung bis Ende 2. Klasse
ohne Auswirkung auf die Bildungsqualität?***

Reformen seit den 90er Jahren und der kompetenzorientierte Lehrplan schaffen vollkommen neue Rahmenbedingungen an unserer Volksschule.

Schulprobleme sind nicht einzig auf das Kind zurückzuführen, sondern auch auf das umgebaute Bildungssystem. Auswirkungen zeigen sich beispielsweise beim frühen Eintritt in den Kindergarten, bei der Selbstkorrektur schriftlicher Arbeiten durch die Kinder oder an den mangelhaften Mathekenntnissen bei Lehrstellenantritt.

Viele Eltern vertrauen der Schule noch blindlings. Doch aus eigener Erfahrung weiss ich, dass es sich lohnt hinzuschauen. Können wir unsere Bildungsqualität aufrecht erhalten? Offizielle Seiten verkünden vollste Zuversicht. Im Eltern-Seminar gehen wir in die Tiefe und Sie erhalten wertvolles Wissen um dies selber zu beurteilen.

[Mehr...](#)